

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 83 (1957)
Heft: 50

Artikel: Ferdinand bei den Pegasiten
Autor: Freuler, Kaspar
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-497173>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ferdinand bei den Pegasisten

Von Kaspar Freuler

Als Ferdinand nach einigen Irrgängen durch beflaggte, bebannerte und befahnte Straßen schließlich das Haus gefunden hatte, über dessen Portal das geflügelte Dichterroß das Quartierbüro des Pegasisten-Kongresses verriet, da krätzelte sich der freundliche Chef leicht in den Haaren: «Tja, lieber Ferdinand, Sie haben sich leider viel zu spät angemeldet! Wir können Sie leider nur in einer recht bescheidenen, sogar sehr bescheidenen Gaststätte unterbringen!»

Ferdinand besah sich das Logis. Nun ja, für zwei Nächte würde es sich machen lassen, auch wenn der Komfort fehlte, wenn die Glühbirne nicht leuchtete und das Schloß nicht schloß, wenn statt heißen und kalten Wassers lediglich ein gesprungener, dafür aber rosenroter Porzellankrug die Reinigungsstätte verriet. Die Nächte würden ja sowieso kurz werden. So deponierte er denn Kofferchen, Mantel und Stockschirm in einem quiekenden Schrank, fuhr sich mit dem Kamm durch den Haarrest, und begab sich wohlgelaunt auf die Suche nach den Pegasisten. Geriet damit in lange Korridore einer Hochschule, in überfüllte Säle, und wurde so handkehrum zu einem kleinen Bestandteil einer hundertköpfigen Menge von Poeten, Schriftstellern, echten und falschen Dichtern und Romanschreibern, wie sie sich eben aus drei Staaten zusammengefunden hatten, um über ihre Probleme schlicht und einfach zu diskutieren. Diesmal über «Die Dichtung im Lebenskreis der Künste». Im großen ganzen sahen sie alle recht normal aus und ließen sich ihr makabres Handwerk – aus dem Nichts Verse zu schreiben, oder Figuren zu schaffen, sie lieben und leiden zu lassen, sie sogar drucken zu lassen und den lieben Gott um Leser zu bitten! – kaum anmerken. Ausnahmen mit seltsam gelockten Bärten, mit Flatterkrawatten und überdimensionierten Hornbrillen männlicherseits, und mit noch viel seltsamern Hutformen feminerseits, bildeten die Ausnahmen. In einer wunderbar getäfelten alten Bibliothek, die man nur in viel zu großen Filzpantoffeln beschlafen durfte, ertönten Nibelungenverse und Tuotilos Gesänge, worauf ein Bundesrat alle mit einem geistigen Händedruck willkommen hieß. Nach dieser erbaulichen Stunde sprach ein Professor ausführlich über Dante und die Bildhauerei oder so etwas; eine walkürenhafte Dame dichtete in der ihr angeborenen Muttersprache laut und vernehmlich, und abends fand sich Ferdinand zusammen mit Hunderten, im öffentlichen Tongebäude ein, eines Chorwerkes gewärtig. Es handelte sich um ein offensichtlich schwieriges Werk, denn ein gemischter Chor, ein Sprechchor, vier Solisten und gar noch ein Halbdutzend Saxophonbläser aus Paris waren aufgeboden. Als der Dirigent erschien, setzte sich noch ein älterer Mann neben Ferdinand, was hieß

nicht unwesentlich ist, denn auf diese Art lernte Ferdinand das Volk besser kennen. Einige Gespräche seien hier notiert.

«Sie, Herr Ferdinand, warum heißt der Komponist Fladimir? Ist das etwa so ein Russ?» Ferdinand beruhigte den Mann mit dem Hinweis, daß er dazu noch Vogel heiße. «So, Vogel?»

Der Chor sang laut und schön.

«Warum singen sie immer von einem Kakadu?»

«Es heißt Wagadu, und das ist ein Negerstamm in Afrika –»

«Aha! deshalb sind wohl auch alle so kohlschwarz uniformiert?»

Der Chor sang weiter, schön und laut.

Die sechs Pariser blusen ebenso.

Der Solist schmetterte.

«Haben Sie gehört? Er singt: »ein Feldhuhn saß auf einem Zweig! Sie, ist das eigentlich eine Art Ornithologenverein, diese Pegasi- sten? Ein Roß mit Flügeln haben sie ja auch im Wappen!« Das einsetzende Forte entthob Ferdinand an der Antwort, worüber der Mann sich ärgerte: »Man versteht ja sein eigenes Wort nicht mehr! Das nächstmal bekomme ich hoffentlich ein Freibillet in den »Zarewitsch«! Das ist dann andere Sorte Musik, jawohl!«

In später Nachtstunde suchte Ferdinand sein Logis auf, leuchtete mit dem letzten Dutzend Zündhölzchen die Haustüre vergeblich nach einem Glockenknopf ab, begann mit der Tür falle zu signalisieren, lärmte, mit dem einzigen Effekt, daß ein Polizist auftauchte und nach einiger Beobachtung wieder seine Bahn weiter zog. Dann fand sich eine zweite Haustüre, die mit zwei Glockenknöpfen garniert war, was Ferdinands schon etwas getrübbten Optimismus zu kräftigem Drücken aufwiegelte. Umsonst. Nach einer Viertelstunde rief eine Mädchenstimme aus Himmelshöhen nach seinem Begehren und verstummte. Dafür gingen in der Gasse Fenster auf und der Spätling wurde mit Wörtern bedacht, die seine Ehre verletzten. Am peinlichsten war ihm, dem Abstinenten, die rhetorische Frage, welch ein Betrunkener da unten krakeele?

Dazwischen sang ferne ein Bursche (In der Heimat, in der Heimat, da ist es wunderschööhöhöhön), was Ferdinand in dieser Situation nicht fand. Nach längerem erschien endlich ein alter Portier und schob den Gast unter unverständlichem Gemurr sechs Treppen hoch, entwand und löschte das Licht aus. Nachdem Ferdinand vergeblich nach Schaltern gesucht, ein paar Zimmertüren verschlossen gefunden hatte, geriet er in eine Kammer, aus der ein fürchterlicher Schrei

ertönte, worauf er sich schleunigst ins Dunkel flüchtete, um nicht als Lustmordkandidat in schwierige Situationen zu geraten. Am Morgen meinte der Portier freundlich: «Sie hätten es noch viel schlimmer treffen können! Zum Beispiel, wenn's nun geregnet hätte!» –

Der Kongreß tat weiter seine Pflicht. Abends setzte sich Ferdinand, angefüllt mit Romankapiteln, Gedichten, Liedern, Referaten, in das Städtische Theater. Es wurde dunkel, im Stockdunkeln klickte eine Fensterscheibe und ein Schreibtischlämpchen glühte auf, hinter welchem ein Schriftsteller im Halbschlaf saß, während der Eindringling sich als totalitärstaatlicher Henker vorstellte, der den anderen stracks zu ertödlchen habe. «Momänt!» erwiderte der Schriftsteller und es begann zwischen Schnäpsen und Zigaretten ein längeres Gespräch um Gerechtigkeit, Tod und Freiheit, an dessen Ende der Henker den Widersacher bei verdunkelter Bühne erstach. Das Publikum hatte vierzig Minuten auf diesen 1:0-Mord gewartet. «Ein düsteres Stück!» dachte Ferdinand; er hätte es seinerseits mit einer Schreckpistole oder mit Knallzigaretten etwas aufgeheitert, um es weniger dürr und matt erscheinen zu lassen. Ein zweites Drama brachte eine griechische Fürstin aufs Tapet, samt ihrer ledigen Schwester, die beide mit heißer Sehnsucht auf einen unbekannten Prinzen hofften. Als er kam, fiel der Vorhang, ohne daß der Jüngling die Stellung von Buridans Esel – der bekanntlich zwischen zwei Heubündeln verhungerte – auskosten mußte. Das Stück war fertig. Die Zuschauer waren rilke vor Müdigkeit. Ferdinand aß in einem Beizlein zwei glühendheiße Würstchen und wurde durch das Messer angenehm an den Henker, durch die Temperatur an die Gefühle der schönen Frauen erinnert.

Drittentags besuchte Ferdinand das Theatermuseum und freute sich an den Wunschträumen der Fantasie, die talentierte Künstler und Bühnenbildner an die Welt der Kulissen verschwendung haben. Glühende Farben waren für «Carmen», dunkle für den «Ring», grelle für den «Bajazzo». Als er aber vor einem herrlich romantischen Wald aus dem «Freischütz» stand, liefen ihm mit einmal die hellen Tränen über die Backen; er dachte an die vermöbelte, abgeholzte und kastrierte Szenerie, die man ihm eben in der Zürcher Aufführung des «Freischütz» vorgeführt hatte —

Mit dieser Träne, dem Kofferchen und dem gottlob nicht stehengelassenen Schirm fuhr Ferdinand heimzu und schwolg fortan in Erinnerungen.

